

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Expedition der Texianer nach Santa-Fe

[urn:nbn:de:bsz:31-321934](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-321934)

Expedition der Terianer nach Santa-Fe.

(Letzte Abtheilung.)

Nach unserer Berechnung befanden wir uns am 28 noch in einer Entfernung von ungefähr fünfhundert Meilen von Santa-Fe. Endlich hatten wir die Groß-Limbers hinter uns, aber alles, was wir während des Durchzugs durch dieselben zu ertragen, zu dulden und zu bekämpfen gehabt, war eine Kleinigkeit gegen die Mühseligkeiten und Bedrängnisse des letzten Tages und der letzten Nacht, die wir darin zubrachten. Durch einen umgeworfenen Wagen, unmittelbar vor uns, in einem Hohlwege festgehalten, mußten wir vier und zwanzig Stunden harren, ehe wir aus dieser ängstlichen Lage befreit wurden. Durch die brennende Hitze des Tages, durch Hunger und Durst zum Aeußersten entkräftet, waren wir keiner Bewegung mehr fähig. Wie beglückend war daher das Gefühl, als wir uns endlich mit unsern Reisegefährten wieder vereinigt sahen und mit frischem Wasser unsern brennenden Durst, mit gebratenem Fleisch den nagenden Hunger stillen konnten. Nun gaben wir uns der Hoffnung hin, das Ende unserer Leiden erreicht zu haben, aber wie bitter wurden wir getäuscht! Unsere Kundschafter behaupteten, daß der Red River nicht weiter als zwanzig Meilen von uns entfernt sei. Wollten wir den Ufern desselben folgen, so stellten sich uns die größten Schwierigkeiten des Terräns entgegen, und überdem ist das Wasser des Red River in dieser Jahreszeit salzig und von unangenehmen Geschmack.

Hielten wir uns dagegen in einer gewissen Entfernung von demselben, so durften wir hoffen, bessere Wege und trinkbareres Wasser zu finden. Die täuschende Hoffnung verleitete uns, Letzteres zu wählen. Wie ganz anders wären die Resultate der Expedition gewesen, wenn wir dem erstern Plan Folge gegeben hätten!! —

Nachdem wir die Gränze der Groß-Timber überschritten, gelangten wir auf eine geebnete Fläche, auf welcher wir ohne Anstrengung zwölf Meilen zurücklegen konnten. Nachmittags bemerkten wir Fahrgeleise, und zwar wie wir später erfuhren, von einer amerikanischen Expedition herührend, welche sich im vorigen Jahre aus Kaufleuten in Chihuahua gebildet und den Zweck gehabt hatte, durch die Prairien, mit Umgehung der langen und kostbaren Reiseroute über Saint-Louis, Santa-Fe und dem Paso del Norte, eine unmittelbare Handelsverbindung mit den vereinigten Staaten einzuleiten. Mit achtzig beladenen Wagen traten sie im Frühjahr 1840 die Reise an, die acht Monate dauerte, und wovon sie fünf derselben nothwendig hatten, um den Weg durch die Groß-Timbers zurückzulegen.

Die ungeheuern Kosten absorbirten daher jeden möglichen Gewinn, weshalb auch der Versuch nicht wieder erneuert worden ist. Unangenehmer Art war die Entdeckung eines sogenannten Burn, womit man eine Fläche bezeichnet, wo das Gras kürzlich durch Feuer niedergebrannt worden. Diese Erscheinung und andere untrügliche Merkmale ließen uns nicht zweifeln, daß wir uns in der Nähe der Indianer befanden. Bei dem Abendappell wurde der Doktor Whittaker, der Wundarzt der Expedition, vermißt. Man ließ die Trommeln schlagen, Feuer auf allen erhabenen Orten anzünden, man gab am andern Morgen das weit ertönde Zeichen mit der Alarm-Kanone, Alles blieb ohne Erfolg, und wir waren genöthigt, ohne ihn unsern Marsch fortzusetzen.

Als wir ungefähr drei Meilen zurückgelegt hatten, kam uns ein kleiner unansehnlicher Hund zugelaufen, der durch klägliches Winseln Hilfe zu verlangen schien; ihm folgten bald darauf zwei andere abgemagert und halb todt vor Hunger. Wahrscheinlich hatten sie sich verlaufen und gehörten den nicht weit entfernten Indiern. Bei alle dem war es eine auffallende Erscheinung, die zu verschiedenen Vermuthungen Veranlassung gab; denn im Allgemeinen haben die Hunde der Rothhäute eine instinktmäßige Abneigung gegen die Weißhäute.

Die Entbehrung des Wassers, woran unsere Pferde und Ochsen in der vergangenen Nacht gelitten, hatte Unordnung in die Kolonne gebracht. Die Reiter eilten in größter Hast nach der Quelle, welche die Kundschafter entdeckt hatten; die Avantgarde trennte sich nach und nach von dem Train, die Führer blieben nicht mehr beieinander, weil es ihnen nicht gelingen wollte, die Ochsen mit den Pferden wieder zu vereinigen, und so zerstreute sich die Karavane auf einer Fläche von mehreren Meilen, wodurch sich die einzelnen Abtheilungen zuweilen gänzlich aus den Augen verloren.

M. Navarro und ich befanden uns in dem Wagen, dessen wir uns von Jersey bedient hatten, und der von einem Reisegefährten, Fitzgerald, geführt wurde. Plötzlich bemerkten wir, daß wir von der Kolonne gänzlich abgeschnitten waren; von keiner Seite, in keiner Richtung war ein leben-

Waffen oder ein sonstiger, zur Expedition gehöriger Gegenstand wahrzunehmen. Gleichwohl glaubten wir nicht befürchten zu dürfen, da die sichtbaren Spuren der Avantgarde uns vor dem Verirren sicherten.

Möglichlich brauste ein fliehender Büffel ohnweit unseres Wagens vorbei. Sein ganzes Wesen verrieth, daß er das bedrohte Leben zu retten suchte. Vermuthend, daß einer von unsern Jägern die Jagd auf ihn mache, zog ich die Vorhänge des Wagenfensters zurück, und sah zu meinem nicht geringen Schrecken einen reitenden Indianer in Blitzesschnelle bei unserm Wagen vorbeisagen. In der rechten Hand trug er eine lange Lanze, Bogen und Köcher hingen über den Rücken. Seine Kleidung bestand in einer Art von Weste und Kamaschen von Leder, mit den langen schwarzen, mit einem gelben Bande am Kopfe zusammengebundenen Haaren trieb der Wind sein lustiges Spiel. Kaum war er vorüber, als ein zweiter ganz ähnlicher, in einer Entfernung von kaum drei Metern, in gleicher Eile folgte.

Die Indianer! die Indianer! rief M. Navarro bleich vor Schrecken, indem er eiligst seinen, im Koffer wohl eingepackte Karabiner zur Hand zu bringen suchte. Die Indianer! rief Fitzgerald, während er die Pferde zum Galopp antrieb, in der Hoffnung, die Avantgarde zu erreichen. Der ganze Stamm! rief ich meiner Seite von Schrecken betäubt, denn als ich zurückblickte, sah ich einen Dritten von einem Hügel, an dessen Fuße wir eben waren, mit verhängten Zügel in gerader Richtung auf uns heransprengen. Unsere Lage war allerdings sehr gefährlich. Vor Schrecken konnten wir uns kaum auf den Füßen erhalten, unsere Gewehre waren eingepackt und, wie wir uns nachher überzeugten, nicht einmal geladen; wie wäre es daher möglich gewesen, sich gegen einen Trupp gut berittener und wohlbewaffneter Indianer zu vertheidigen. Die schnellste Flucht war das einzige Rettungsmittel, und Fitzgerald trieb durch Zuruf und Peitschenstreich die Maulthiere, welche ebenfalls die Gefahr zu ahnen schienen, mit solchem Erfolge an, daß wir beinahe die beiden Indianer eingeholt hätten, der Dritte war zurückgekehrt. Wie sonderbar ihnen auch unser Fahrzeug erscheinen mußte, so würdigten sie es doch keines Blicks. Ihre ganze Aufmerksamkeit, die von Begierde glühenden Augen, waren ausschließlich auf die Beute gerichtet, in deren Verfolgung sie sich um einen Hügel wendeten und dadurch unsern Blicken entschwanden. Als wir die nämliche Stelle erreichten, hörten wir vier bis fünf kurz aufeinander folgende Flintenschüsse und folgerten daraus, daß unsere Avantgarde der wilden Jäger ansichtig geworden und unsere Hilfe in der Nähe war.

Wie wir das Expeditionskorps erreichten, war Alles in größter Bewegung. Zwei Detaschements wurden entsendet, um den Feind aufzusuchen. Die Indianer, in hitziger Verfolgung ihrer gehofften Beute, hatten sich unserer Wagenburg auf Schußweite genähert, mußten aber sehen, wie ein texianischer Offizier, Lieutenant Scott, den verfolgten Büffel durch einen

Flintenschuß tödtete. Das Fleisch des jungen, fetten Thieres war äußerst schmackhaft, und gewährte uns ein köstliches Mahl.

Das Lager, welches wir bezogen, war kaum hundert Metres von dem indianischen entfernt und von Menschen verlassen. Nur etwa zwanzig bis dreißig halb verhungerte Hunde, die ihren Herren vor Schwäche nicht hatten folgen können, krochen winselnd umher. Nach allen Umständen und Merkmalen zu urtheilen, mußten die Indianer vom Hunger fürchterlich gelitten haben, daher die verwegene kühne Jagd auf den Büffel bis in den Bereich unseres Lagers, mehr dem dringenden Nahrungsbedürfnisse als der Jagdliebhaberei zuzuschreiben war. Die entsendeten Detachements hatten den Feind nicht auffinden können, wohl aber wurde uns die Freude zu Theil, unsern Freund, den Doktor Whittaker wieder mit uns vereinigt zu sehen.

Das Land, in welches wir nun traten, war uns gänzlich unbekannt und um so peinlicher unsere Verlegenheit. Niemand konnte uns sagen, welche Richtung wir zu nehmen hatten — wir schienen dem Zufall preis gegeben zu seyn. Desto erfreulicher war es uns, als ein Mexikaner, der sich in einer Kompagnie der Expedition befand, mit Namen Carlos von Taos in Neu-Mexiko, erklärte, daß er längst der Ufer des Red River mit Fährtenaufsuchen beschäftigt gewesen sei, und war der Meinung, daß wir bald diesen Fluß erreichen würden. Er versicherte, in dieser Gegend, wo er mehre Monate zugebracht habe, vollkommen bekannt zu seyn, und wir trugen kein Bedenken, seinen Versicherungen zu vertrauen. Er wurde nun der Plänklerkompagnie in der Eigenschaft als Führer zugetheilt, und wir überließen uns seiner Leitung in der beruhigenden Hoffnung, daß er, als Ausnahme von seinen treulosen Landsleuten, unserm Vertrauen entsprechen werde.

Wie glücklich fühlte ich mich, so weit wieder hergestellt zu seyn, daß ich mein Pferd mit dem häßlichen Fuhrwerk, in welchem ich sechs Wochen lang eingekerkert gewesen, vertauschen konnte. Der Versuch einer Büffeljagd aber wollte nicht gelingen; dagegen gewährte uns der Zufall das Schauspiel einer sonderbaren Menschenjagd. Ein Volontär, der sehr vom Durst litt, hatte sich von der Karavane entfernt, um Wasser aufzusuchen. Wenig Minuten später that Major Howard das Gleiche, ohne von der Entfernung des Erstern zu wissen. Unglücklicher Weise hatten Beide die nämliche Richtung genommen, und wurden sich plötzlich am Eingange eines kleinen Thales in einiger Entfernung ansichtig. Der Soldat hielt den Major für einen Indianer, wandte schnell das Pferd und jagte mit verhängtem Zügel davon. Der Major in gleichem Irrthum, glaubte in dem Fliehenden einen Indianer zu sehen, und verfolgte ihn mit aller Schnelligkeit seines guten Pferdes. Wir hatten eine Zeit lang dieses sonderbare Ereigniß vor Augen, ohne den Zusammenhang begreifen zu können, endlich

verschwanden Beide im vollen Sagen hinter einem Hügel. Zwei bis dreimal war der Major dem Fliehenden auf Pistolenschußweite nahe gekommen, allein er machte von seiner Waffe keinen Gebrauch, weil ihm viel daran lag, des vermeintlichen Indianers lebendig habhaft zu werden. Endlich hielt sich der Soldat für verloren, denn sein gänzlich erschöpftes Pferd begann zu wanken und konnte nicht mehr weiter. Halb todt vor Schrecken und Angst, wandte der Verfolgte den stehenden Blick rückwärts und erkannte — seinen Major. Die gegenseitige Verständigung war sehr komischer Art, aber leider hatte der Vorfall den tragischen Erfolg, daß der Soldat erkrankte und starb.

Bald nach jenem Ereignisse erreichte unsere Avantgarde, an deren Spitze ich mich befand, die Plänklerkompagnie, welche sich in einem kleinen Gehölze gelagert hatte und uns mit Sehnsucht erwartete. Sie wußten uns Wichtiges mitzuthellen; denn kurz vorher hatte Kapitän Caldwell eine lange Unterredung mit einem Trupp vollständig bewaffneter, gut berittener Indianer gehabt, die sich in drohender Insolenz geäußert und nach ihrem kräftigen Körperbau ganz dazu geeignet schienen, es nicht bloß bei Worten bewenden lassen zu wollen. Da etliche unter ihnen spanisch verstanden, so diente uns Carlos zum Dolmetscher. Die Indianer erklärten, daß sie uns seit etlichen Tagen genau beobachtet hätten, und verbanden damit die dreiste Frage: ob wir in feindlicher oder friedlicher Absicht gekommen wären; dabei weigerten sich sie auf das Bestimmteste, uns Auskunft über den nächsten und besten Weg nach Santa-Fe zu ertheilen. Nur so viel vernahmen wir von ihnen, daß sie dem Stamme der Wacoos angehörten, jetzt auf der Jagd begriffen und Bewohner eines weit entfernten Dorfes seien. Auf Bemerkung des Kapitän Caldwell, daß es dem Chef der Expedition Vergnügen machen würde, sie zu sehen und sich mit ihnen zu unterhalten, berathschlagten sie sich leise miteinander, erwiederten, daß sie vor Nacht wieder zurückkehren würden, und entfernten sich hierauf in größter Eile. Kapitän Caldwell, dem dieses Benehmen verdächtig schien, entsendete Tom Hancock und einen andern zuverlässigen Plänkler, um den Indianern in einiger Entfernung zu folgen und sie zu beobachten. Die Kundschafter überbrachten kurz nachher die Nachricht, daß sie in einer Entfernung von ungefähr fünf Meilen in nördlicher Richtung am Ufer eines Flusses, ein großes Dorf entdeckt hätten. Nach den örtlichen Verhältnissen konnten wir dieses Dorf nicht umgehen, und trafen nun unsere für jeden Fall berechnete Disposition. Fünfzig Mann der bestberittenen unserer Expedition zogen in gerader Richtung nach dem Dorfe. Die aufgerollte Friedensfahne gab unsere friedlichen Absichten kund, dabei war aber die Abtheilung gerüstet und in Stand gesetzt, einen Angriff mit Erfolg zurückzuweisen. In der Hoffnung, daß sich hier interessante Ereignisse ergeben würden, hatte ich mich der Abtheilung als Volontär angeschlossen. In geringer Entfer-

nung folgte uns die Vorhut unter Anführung des Generals M. Leod. Wir hatten ungefähr zwei Meilen zurückgelegt, als sich vor unsern Augen die außerordentlich reizende Aussicht in ein weites, fruchtbares Thal entfaltete. Längst der Krümmung des Flusses erstreckte sich das Dorf, umgeben von Fruchtfeldern, und jenseits erblickte man die schönsten üppigsten Wäiden in unabsehbarer Ausdehnung. Als wir die Höhe erreichten, welche das Thal beherrschte, sahen wir die ganze Einwohnerschaft, ohne Ausnahme und mit ihren Pferden, in eiliger Flucht das Dorf verlassen. Die Bewaffneten der Indianer, welche die Nachhut des auswandernden Zugs bildeten, gaben sich zwar ein drohendes Ansehen, schienen die Stärke unserer Mannschaft zu zählen, untersuchten Angesichts unserer, ihre Waffen, fanden aber doch nicht rathsam, uns wirklich anzugreifen. Als wir endlich in das Dorf einrückten, fanden wir es gänzlich verlassen; der einzige Greis, der sich verspätet zu haben schien, flüchtete aus der entgegengesetzten Seite des Dorfes, der Gegend zu, wohin sich die Gesammtheit der Einwohnerschaft gewendet hatte. Bald sahen wir kein lebendes Wesen mehr weder im Dorfe noch auf der angrenzenden Prairie.

Am folgenden Tage verweilte ich mehre Stunden in dem verlassenem Dorfe. Die Wigwams oder Häuser, denn die Wohnungen der Wacoos verdienen wirklich ausnahmsweise diesen Namen, sind von regelmäßiger Bauart und sehr rein gehalten. Regelförmig erhoben sie sich in einer Höhe von sieben Fuß bis acht Metres, und waren von gleichem Durchmesser. Sie bestanden aus Pfählen mit Büffelhäuten und Strauchwerk unter sich verbunden, und bildeten dadurch ein zusammenhängendes Ganzes. Oberwärts laufen die gekrümmten Pfähle zusammen, und sind, um das Eindringen des Wassers zu verhindern, mit Büffelhäuten bedeckt, unterwärts, am Boden, waren die Zwischenräume mit Dornenreisig und Wellen ausgefüllt. Im Innern der Häuser erhebt sich vom Boden in der Höhe von anderthalb Metres eine Reihe von sehr reinlichen Schlafstätten, auf hölzernen Füßen ruhend, und aus groben Matten und Geflechten bestehend. Die Küche befindet sich immer außerhalb der Wohnung in freier Luft. Die Bewohner der Häuser hatten natürlich bei ihrer Flucht die werthvollsten Gegenstände mit fort geführt; aber aus den vielfältigen Geräthschaften der Haushaltung war denn doch wahrzunehmen, daß sich dieser Stamm der Indianer einen gewissen Grad von Civilisation angeeignet haben wußte. Hinter jedem Hause befindet sich ein kleineres Gebäude, dessen unterer Theil augenscheinlich zur Scheuer und zum Magazin dient. Wir fanden in demselben Korn, Kürbisse und sehr gut erhaltenes Wildpret. Ueber der Scheuer befand sich ein Gemach, zu welchem nur eine Leiter führte, und in welchem die Töchter der Familie ihre Schlafstätte hatten. Waren sie Abends hinaufgestiegen, so zog die sorgsame Mutter die Leiter ab und legte sie am andern Morgen wieder an. In der Mitte des Dorfes zeichnete sich ein größeres und besser gebautes Haus aus; welche Bestimmung es hatte, blieb uns unbekannt.

Der Stamm der Wacoos übertrifft in jeder Beziehung die Pawne- und Comanche-Stämme. Er ist weniger zahlreich, aber kräftig und tapfer, und ungeachtet er noch wenig Verkehr mit den Weißen gehabt hat, ist er doch gestitteter und gebildeter als die Wilden der Prairien. Er baut das Feld, versteht, sich zweckmäßige und bequeme Wohnungen zu erbauen und ist nicht durch den Mißbrauch starker Getränke entnervt. Mit den Texianern lebt er in gutem Einverständnis, ungeachtet ihre Jäger in großer Zahl die Grenzen des Stammbezirks überschreiten. Ein unglückliches Ereigniß veranlaßte einen Streit zwischen den Roth- und Weißhäuten, und der dadurch entstandene Krieg dauerte noch fort. Daher fanden unsere Friedensversicherungen keinen Glauben, und der Stamm zog vor, das Dorf, welches er nicht vertheidigen zu können glaubte, zu verlassen.

Um so weniger gaben wir den Wacoos Veranlassung, sich über uns zu beklagen. Wir begnügten uns mit einigen Kürbissen, die uns, da wir seit zwei Monaten des Gemüses entbehrt hatten, trefflich mundeten.

Die Wacoos ihrer Seit beschränkten sich, während des Tages von den Hügeln der Umgebung unsere Bewegungen zu beobachten, und selbst in der Nacht versuchten sie keinen Angriff, denn sie hatten unsere Kanone gesehen. Alle Indianer haben so gewaltige Furcht vor dieser Geschossgattung, daß sie sich, wenn auch nichts zu fürchten ist, nur bis auf eine gewisse Entfernung zu nähern wagen.

Mein Gesundheitszustand gestattete mir, mich zu Pferd der Compagnie der Pflänker anzuschließen, was mir eine freie Bewegung nach allen Richtungen dieser reizenden Landschaft, aber auch die Gelegenheit verschaffte, mehr Thätigkeit in unsere nur langsam vorrückende Equipage zu bringen. Wir erreichten bald den Fluß, der sich durch das Thal schlängelt, worin sich die Wacoos niedergelassen hatten, und Carlos versicherte uns, daß dieß der Red River sei. In der Richtung, in welcher wir jetzt unsern Marsch fortsetzten, konnten wir nicht nach Santa-Fee gelangen, davon waren wir überzeugt; aber wir hofften, daß der angebliche Red River bald eine andere Wendung nehmen würde, und so beschwichtigte die Fülle der Naturschönheiten, die sich von Schritt zu Schritt vor unsern Augen entfalteten, jede Besorgniß. Es würde der lebhaftesten Einbildungskraft nicht möglich seyn, sich einen richtigen Begriff von dieser entzückenden Landschaft zu machen. Zahlreiche Bäche bewässern die unabsehbaren Auen und rufen die üppigste Vegetation hervor, während hie und da die verschlungenen Nester einzelner Baumgruppen in hoher Wölbung ein Schutzbach gegen die Sonnenstrahlen bilden. In diesem friedlichen Zufluchtsort sieht man Heerden von Dammhirschen lagern, und von Zeit zu Zeit zeigt sich ein weißer Reiher im blendenden Gefieder in der Luft schwebend, der sich gleichsam an dem Anblick der in sanfter Ruhe unter ihm liegenden Landschaft zu vergnügen scheint. Bei unserer Annäherung ergriffen die der Störung un-

gewohnten Thiere die Flucht und suchten und fanden in kleiner Entfernung eine schönere Ruhestätte. Doch bald erschien die freundliche Prairie, zu unserm großen Leidwesen, in ganz veränderter Gestalt, und tiefe Klüfte, über welche nicht hinwegzukommen war, durchfurchten die unheimliche Gegend. Mit jedem Schritt mehrten sich die Schwierigkeiten des weitem Fortkommens.

Am 9 Abends sahen wir uns genöthigt, an den steilen Ufern eines sumpfigen Flusses zu kampiren, dessen Wasser wir, trotz des brennenden Durstes den wir litten, nicht trinken konnten. „Ich kenne diese Ufer genau,“ beruhigte uns Carlos, „die Gegend wird Rio-Utaw oder Cutaw genannt. Die Angosturos, oder die Defileen vom Red River sind nur noch siebenzig Meilen entfernt. Von dort, in gleicher Entfernung liegen dicht bei der Grenzstadt von San-Miguel, die Ranchos, oder mexikanischen Pachtthöfe.“ Diese tröstliche Auskunft wurde mit Freudenruf aufgenommen, und belebte den sinkenden Muth der Expedition; denn unsere Borräthe waren fast erschöpft, an Zucker mangelte es gänzlich, und nur ein kleiner Rest Kaffee war noch vorhanden. Die wenigen Ochsen, durch die Anstrengungen der beschwerlichen Märsche entkräftet, und durch den Mangel an Futter und Wasser zu Gerippen abgemagert, konnten nur noch für wenige Tage ausreichen. Um so erfreulicher war, was wir von Carlos vernommen. „Nach spätestens zwanzig Tagen — so trösteten wir uns gegenseitig — werden wir in Neu-Mexiko gewohnte und genügende Nahrungsmittel finden.“ Verzweiflung würde uns ergriffen haben, wenn wir damals gekannt, was uns bevorstand.

Am 10 wurde der Weg so beschwerlich, daß wir nur sechs bis sieben Meilen zurücklegen konnten. Die Vegetation zeigte sich immer magerer, alle Schönheiten der Natur waren verschwunden, Felsen und tiefer Sand hemmten den Marsch, und kein Schatten kühlte die schmachtende Karavane. Fast hätte man glauben mögen, der Schöpfer habe hier sein Werk nicht vollenden wollen.

Eines Tages — es war der mir unvergeßliche 11 August — glaubten wir seitwärts in einiger Entfernung eine kleine Prairie zu sehen, und in der Hoffnung, Wild daselbst anzutreffen, ritt ich in Gesellschaft des Kapitäns Caldwell abwärts nach jener Richtung. Wirklich bemerkten wir auch ein Rudel von fünfzehn Dammhirschen, die aber nach ihrer eigenthümlichen Klugheit unsere weitere Annäherung nicht abwarten wollten, und überhaupt nie den Feind auf Schußweite nahe kommen lassen. Den Instinkt dieser Thiere nicht kennend, beging ich die Unklugheit, sie zu verfolgen, während der klügere und erfahrenere Jäger, Kapitän Caldwell, darauf verzichtete. Sie hielten von Zeit zu Zeit in sicherer Entfernung still, blickten weidend, gleichsam spöttisch nach mir hin, und wenn ich nur die geringste Bewegung machte, vorzurücken, zogen sie sich in lustigen Sprüngen auf eine weitere Entfernung zurück. Höchst ungern, aber überzeugt, daß

weitere Verfolgung des neckenden Wildes vergeblich seyn würde, wollte ich mich meinem Gefährten wieder anschließen, als ich zu meinem unbeschreiblichen Schrecken bemerkte, daß ich mich verirrt hatte. Von Hügel zu Hügel sprengend spähte ich nach allen Seiten, so weit das Auge nur reichte — rief mit lauter Stimme — vergebens! Kein lebendes Wesen, keine Spur von der Karavane, ich war allein, tausend Gefahren preisgegeben, rathlos, unwissend wohin ich mich wenden sollte. Mein Pferd, der treue Unglücksgefährte, verdoppelte seine Anstrengungen, und so erreichten wir eine steile Anhöhe, welche ein enges aber schönes, durch einen kleinen Bach bewässertes Thal beherrscht. Kaum hatten wir den Gipfel erreicht, als Jim le boucher plötzlich still stand, gleichsam um mir zu einer Beobachtung Zeit zu lassen. Wie konnte ich die freudige Ueberraschung, mein Entzücken schildern, als ich am fernen Horizont die weiß schimmernden Decken der Expeditionswagen entdeckte. Es war das Gefühl des Schiffbrüchigen, der ein rettendes Segel erblickt. Fort! rief ich meinem Pferde zu, legte ihm die Zügel auf den Hals, und überließ ihm, den steilen, steinigten Abhang sichern Schrittes herabzugehen. Plötzlich sprang es zur Seite, ängstlich wiehernd mit gespitzten Ohren. Ein Blick überzeugte mich von der Ursache dieses Schreckens. Eine große Klapperschlange nämlich ringelte sich vor uns an der Stelle, bei welcher wir vorüber mußten. Des Gesichtes beraubt (denn bekanntermaßen erblinden diese Schlangen im Monat August), hatte sie nur durch die Tritte des Pferdes zu ihrer Seite, unsere Nähe gemerkt, ließ nunmehr jenes furchtbare Geziß hören, und auf dieses Zeichen schoben sich eine große Anzahl dieser Unthiere in bogenmäßigen Sprüngen herbei. Jim le boucher, scheu geworden und von Angst und Furcht getrieben, sprang mit mir in vollem Lauf den jähen Abhang herab, so daß wir zwar augenblicklich aus dem Bereich der Schlangen kamen, anderer Seite aber Gefahr liefen, Hals und Bein zu brechen. Nach einer halben Stunde hatte ich wieder den Kapitän Caldwell erreicht.

In Folge der wiederholten, in andern Fällen stets bewährt gefundenen Behauptungen von Carlos, daß die kleine mexikanische Stadt San-Miguel nur noch sechszig bis achtzig Meilen entfernt sei, beschloßen die Anführer der Expedition, drei vertraute Personen aus ihrer Mitte dorthin zu senden, um uns Kaffee, Zucker und Brod zuzuführen, zugleich aber auch die Gesinnungen der Einwohner zu erforschen. Sie reisten am 11 August ab, nur auf drei Tage mit Provision versehen, und mit der Weisung, sich, da die Gegend durch welche sie reisen mußten, wegen der Streifereien der Indianer unsicher war, während des Tages versteckt zu halten, und nur des Nachts ihren Marsch fortzusetzen. Dieser Umstand hielt mich ab, mich jenen drei Personen anzuschließen, andernfalls hätte ich ihr unglückliches Schicksal mit ihnen getheilt; denn nur Bieren von uns war später der traurige Trost gewährt, sie in der letzten Minute ihres Lebens noch einmal zu sehen.

Der hierauf folgende zweite Tag, der 12 August, war ein höchst unglücklicher für die Expedition. Am Tage vorher hatten wir uns kein Wasser verschaffen können, um unsere Pferde und Ochsen zu tränken, und waren selbst genöthigt, mit Schlamm den unerträglichen Durst, den der lange Marsch in brennender Sonnenhitze auf einer ausgedörrten Fläche verursacht hatte, einigermaßen zu kühlen. Kaum hatten wir uns wieder in Marsch gesetzt, als wir, und zwar Carlos zuerst, die bläulichen Gipfel mehrerer Gebirge am fernen Horizont, ansichtig wurden. Allem Anschein nach waren es die Cuervos oder Corneilles, drei hohe Berge, zwischen welchen sich der angebliche Red River einen Weg in die Angosturas gebahnt haben soll.

Bei dieser Andeutung, die Carlos gab, theilte uns Kapitän Caldwell zum Erstenmal sein Mißtrauen gegen Carlos mit; denn nach der Vermuthung des Kapitäns war der Fluß, längs dessen Ufer wir vom Dorfe der Wacoos marschirten, die Wichita, keineswegs aber der Red River, der achtzig bis hundert Meilen nordwärts laufen mußte. Nichtsdestoweniger marschirten wir in gerader Richtung nach jenen Gebirgen, auf allen Seiten nach Wasser spähend, als wir uns plötzlich durch einen jähen, senkrechten Abgrund von ungefähr hundert Metres Tiefe aufgehalten sahen. Zu unsern Füßen lag ein vier bis fünf Meilen breites Thal, besäet und angefüllt mit halbverbrannten Cederstämmen. Auf der Hochebene, auf welcher wir die Nacht bleiben mußten, war das hohe, dicke Gras durch die lange Dürre zum Brennen ausgetrocknet. Während wir überlegten, was in dieser mißlichen Lage zu thun sei, hatten Einige von uns im Hintergrunde eine Wasserfläche bemerkt. Auf das Wort „Wasser“ stürzten vierzig bis fünfzig der Unsrigen mit ihren Pferden, ohne auf die augenscheinliche Gefahr, welche der steile Abhang blicken ließ, zu achten, nach dem ersehnten Labungsort. Bei dieser Gelegenheit machte sich auch der sonderbare Instinkt der Pferde, Wasser in der Entfernung zu wittern, auffallend bemerklich. Sie heben den Kopf, spitzen die Ohren und wissen den geradsten Weg zu dem Ort, wo Wasser zu finden, zu wählen. Das Gewässer, welches wir gesehen, war drei bis vier Meilen entfernt. Unaufhaltsam stürzten sich unsere Pferde hinein. Aber trotz des brennenden Durstes, der uns quälte, vermochten wir nicht, das saule, stinkende Wasser zu genießen, und beschränkten uns die brennenden Lippen nur zu benezen. Plötzlich hörten wir einen heftigen Knall, und gleichzeitig erhob sich eine dicke Rauchsäule von dem Orte, wo wir unsere Reisegefährten und Wagen zurückgelassen hatten. „Die Indianer“ erscholl es von allen Seiten, und unverweilt eilten wir dem vermeintlichen Kampfplatz zu. Aber die Gefahr war anderer Art. Es hatte sich ein Brand entzündet und verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit auf der Prairie. Drohende Flammen versperrten uns den Rückweg zur Hochebene, und erst spät in der Nacht gelang es Einem von uns, einen andern zu ermitteln. Und was fanden wir?! Unser Lager war zur Hälfte

verbrannt, die Wagen der Kommissäre mit der Kasse, die Wagen, welche unsere sämmtlichen Vorräthe, die Waffen, Decken und andere Reisegeräthschaften enthielten, lagen in Asche — nichts hatte man retten können! Die verheerende Flamme verbreitete sich nun in anderer Richtung, nachdem sie die Verwüstung bei uns vollendet. Unser Verlust war unerseßlich. Die wenigen Reste unserer Habe und Provison zusammenraffend, eilten wir, den unheilvollen Ort zu verlassen. Die Berge, welche wir Tags vorher in der Ferne gesehen hatten, traten nun klarer hervor und glichen der Beschreibung, welche Carlos von den Corneilles gemacht hatte. Unser Vertrauen wendete sich ihm daher von Neuem zu, aber desto größer war auch unser Erstaunen, unsere Bestürzung, als wir am Abend dieses Tages erfuhren, daß er sich mit einem Italiener, Namens Brignoli, unter dem Vorwande, Wasser und einen Weg aufzusuchen, heimlich entfernt hatte. Mitternachts kehrten sie zwar zurück, aber ihr Benehmen war sichtbar befangen und verlegen, auf die ihnen gestellten Fragen erfolgten ausweichende und bestimmte Antworten. Der Argwohn gegen ihn wurde nun allgemeiner, und mehre Offiziere gaben laut und unverholen ihr Besorgniß und Unzufriedenheit zu erkennen. Carlos, der, ob er gleich die Sprache nicht verstand, dennoch merkte, daß man von ihm spreche, und seine Freiheit und sein Leben bedroht glaubte, entwich von Neuem mit seinem Freunde, und flüchtete in die Prairie. Seine Anhänger, deren er sich eine große Anzahl erworben, versicherten, daß er gewiß zurückkehren würde. Vergeblich erwarteten wir ihn, er kam nicht, und wir mußten am andern Morgen, ohne ihn, unsern Marsch fortsetzen.

So sahen wir, leider zu spät, daß wir getäuscht, betrogen, vielleicht verrathen waren. Wie weit mochten wir noch von der mexikanischen Gränze entfernt seyn? in welcher Richtung sollten wir unsern Marsch fortsetzen? Ein entmuthigendes Gefühl verbreitete sich in der ganzen Expedition, Verlegenheit und Kummer drückten sich auf allen Gesichtern aus; denn wir sahen uns dem blinden Zufall preisgegeben und in die höchst mißliche Lage versetzt, ohne Führer, bloß der Sonne folgend, in den unabsehbaren, einsamen Prairien des östlichen Indiens umher zu irren.